



## DER SCHMUTZBERLING.

Ein Aug- und Ergänzungsblatt zum Spiegel.

2.

Mittwoch, 25. Januar.

1843.

### Theater.

Wien. »Das so grundgeschickte Leute  
Oft gar dumme Menschen sind.«

Am 14. d. ging Gukow's „Weißes Blatt“ im Burgtheater in die Szene. Ein Festtag für alle kritischen Organe, der fetteste Bissen für raisonnirende Gourmands. Ich bin Gukow recht sehr dankbar, ich fühle mich durch sein Erscheinen auf der Bühne zu einem tiefern Nachdenken, über unser heutiges Theater und das Tendenzdrama zunächst, lebhaft angeregt. — Brachte mir dies auch keinen positiven Nutzen, so ist das Denken an und für sich schon Gewinn. — Gukow ist eine höchst poesiedurchdrungene Natur, die durch allzufrühen Einfluß kritisch-philosophischer Elemente gebrochen worden. Die Beharrlichkeit des Wollens, das Gefühl des Vermögens ging in dem Kampfe widersprechender Philosopheme zu Grunde. Man sieht das Ringen, Fragen, die Vernunft und Moral ungelöst zurückweisen, durch das synthetische, bindende Element: Poesie zu entscheiden, oder mindestens diese Fragen, in ihrem ganzen Umfange, vor das Forum des größtmöglichen Richterkollegiums, auf die Bühne zu bringen. Ein Richter aber muß sondiren, trennen, zerstören, das ist die Operation des Verstandes; die Poesie einigt, versöhnt, gleicht aus und kehrt den spitzfindigen Sophismen den Rücken zu. — Tendenzpoesie im Allgemeinen

ist keine löbliche Richtung; das Tendenzdrama aber vollends ist eine verwerfliche. Wohl soll oder muß jedem Dichterwerke eine Idee zu Grunde liegen; doch ein solches schreiben, um einen Sophismus zu veranschaulichen, heißt die Poesie (die selbst Zweck und höchster Zweck sein soll) zur Magd erniedrigen. Aber selbst ein Tendenzdrama kann hohen Werth haben, und zwar durch strengobjektive oder strengsubjektive Gestaltung. Der erste Fall tritt ein, indem die darin ausgesprochenen Sätze dem Charakter und der Situation der sie vertretenden Personen angefügt sind, und in ihrem Wesen wurzeln, wie in Lessing's „Emilie Galotti“, oder die Sätze haben in sich wesentlichen Werth, wie des selben Autors „Nathan“, das als Kunstwerk jedenfalls dem ersten nachsteht. — Leider verfehlt Gukow beide Richtungen, und zum höchsten Ziele der Poesie, zum naturwahren, lebenden, in sich vollendeten Dichterwerke fehlt ihm im vorhinein jene naive, sich selbst kaum bewußte, schaffende Gewalt, die hineingreift in die Welt und ihre Getriebe, sich heraus holt ihre Gestalten, und mit dem Strahle des eigenen Genies sie zur schönsten Kunstform umbildet. So stehen nun Gukow's Dramen, Zwitter der Platitude und der Erhabenheit, der Poesie und der Gemeinheit, da. Ein Blitz, ein neuer Gedanke, und darauf kein Donnereschlag, nein — das Rasseln einer Miethkutsche. Eine hohe Empfindung, ein seelendurchwogter Zug in diesem Anlitz, und gleich darauf

\*

die ironische Mahnung an die Beschränkung und an die Mäßigkeit. Keine Entschiedenheit, kein eiserner Wille in seinen Charakteren, aber auch keine subjektive Entschiedenheit in der auszusprechenden Tendenz, wenn schon einmal tendenzelt sein muß. Das „weiße Blatt“ ist ganz so, wie ich eben darzustellen versucht. Jede folgende Szene verwischt das Bild, das man sich in den vorhergegangenen von den Charakteren der Einzelnen, wie von der Absicht des Ganzen zu machen bemüht ist. Im Eingange ist einige Sicherheit unverkennbar, und man gibt sich der Hoffnung hin, ein erquickliches lebensfrisches Ganzes zu bekommen. Mit dem Beginne des zweiten Aktes fängt das Schwanken aber wieder an, und noch vor Ende des vorletzten liegt das Gebäude in Trümmern, und auf dem Schutte bewegen sich Schatten der Erschlagenen. Nicht unbemerkt darf es bleiben, daß mehrere Szenen, was bei Gutzkow sonst nicht der Fall, als mißrathene Plagiate erscheinen. So mahnt der Auftritt, wo Beata ihre Wirthschaft obsorgt, und Gustav, in Kunsttrajonements befangen, dadurch disquirit wird, auffallend an Bauernfelds „Tagebuch.“ Die Szene, in welcher der, nach acht Jahren des Ferneseins rückkehrende Holm, anstatt der Geliebten, deren jüngere Schwester umarmt, ist einer herrlichen Novelle Ischokles auf's Genaueste entlehnt; doch bildet es, zum Schaden des Eindrucks, bei Gutzkow nur eine flüchtige Episode. — Ich übergehe die Erzählung der Fabel und vermeide ein weiteres Raisonnement, da erstere genugsam bekannt ist, und letzteres den Raum einer Korrespondenz übersteigt. Was ich sagte sei nur als eine Reihe von Gedanken und Aphorismen betrachtet, die zum Nachdenken einladen mögen. Die Darstellung war recht lobenswerth. Die Damen Neumann, Kettich, Anschütz, die Herren Fichtner und La Roche leisteten Alles, was man von Ihnen erwartete, und das ist viel. Einige kritische Zweifel muß ich mir jedoch auszusprechen erlauben. — Wenn Herr La Roche darauf entsagen wollte, durch das Markiren gewisser individueller Züge, sich als einen drolligen Mann zu manifestiren, fielen nicht der tragikomische Eindruck seines Verhältnisses zur gemüthreichen, ernstgehaltenen Beata weg, und verlore die Szene mit dieser, nicht das Peinliche, das Schweben des Publikums zwischen Lachen und Weinen? Und wenn Mad. Kettich versuchte, etwas weniger schmerzbewegt, etwas innerlich einfacher zu scheinen, könnte der Schluß uns nicht versöhnender bedün-

fen? Es sind dies Fragen, bescheidenlich gestellte Fragen, mehr nicht. — Das Kärntnertheater bringt jetzt abwechselnd mit den französischen Vorstellungen (über die wir, nebenher gesagt, bei manchem Vernünftigen, viel Abgeschmacktes lesen) einige Repertoirestücke ohne Abwechslung und Auswahl, vor Kurzem endlich eine Reprise des „Pouillon“, welche Vorstellung leider, Dem. Luzer ausgenommen, zu den mangelhaftesten gehörte, die mir je vorgekommen. Ueberhaupt will das Genre leichter französischer „Spielopern“ hier nicht gedeihen, nicht nur der mimische Theil und die Prose, auch der Gesangsvortrag erscheint höchst mangelhaft. Dem. Luzer macht, wie bemerkt, hievon eine glänzende Ausnahme. — Morgen soll „Un Verre d'eau“ von Ekibe als Vaudeville gegeben werden; ich will Ihnen sodann einen kurzen leitenden Artikel über unsere Franzosen schreiben. — Zur Einnahme der Mad. Hasfelt = Barth wird „Richard Löwenherz“ von Gretry, zu jener der Dem. Luzer „Luzia“ von Donizetti, der hier angekommen ist, gegeben. Barot muß man die Umgestaltung der Tenorpartie des Minstrel Blondel zu einem Basspart erklären, ein Bassist als Troubadour, o Poeste! — Dr. Groß-Höfvinger will eine satyrisch = humoristische Vorlesung geben, dazu hat die Harfenpielerin Diem ihre Mitwirkung zugesagt. „Was braucht man wohl mehr, um glücklich zu sein?“ — Humor mit Harfenbegleitung!!! — Die Bohemia bringt heute (aus ausländischen Blättern) als Gerücht die Verlobung des hier anwesenden Dr. Dingelstädt mit unserer Primadonna Luzer. Man könnte die Wahl der sie loben nur loben. Das ist ein delphischer Drakel-doppelsinn. — Leben Sie wohl, Verehrtester, bald mehr von Ihrem L. Adg.

Paris. Noch immer dauert der Streit zwischen dem Gymnase dramatique und dem Vereine der Theaterdichter fort, ohne daß eine der beiden Parteien nachgeben will: es ist der Streit des Magens mit den übrigen Gliedern des Körpers. Beide Parteien befinden sich schlecht dabei, allein jede hofft, die Noth werde den Gegner zwingen, nachzugehen. Poirson, der Direktor des Gymnase dramatique, scheint zuerst zu ermüden; denn er hat neulich, um dem Ding ein Ende zu machen, den Verein der dramatischen Dichter gerichtlich belangt. Er behauptete, dieser Verein habe sich zum Sturze seiner Bühne verschworen, indem er die Stücke seiner Mitglieder nur unter harten, unannehmbaren Bedingungen dem Gymnase zur Aufführung

überlassen wolle. Da dies nun schon seit mehreren Monaten daure und seiner Bühne großen Schaden zufüge, so verlangte er vom Verein eine Entschädigung von 60,000 Fr. Es wäre drollig, wenn das Gericht dieser Klage Gehör gegeben und die Dichter zu einer so starken Geldbuße verurtheilt hätte, wodurch das Dichten von Theaterstücken ein sehr theures Geschäft würde. Der Verein brauchte aber den Ausgang nicht sehr zu fürchten; es war wohl auch Poirson nicht Ernst mit seiner Forderung. Das Gericht hat sich nicht bewegen lassen, den Dichterbund gleich einer Zusammenrottung von Handwerksgefelln zu behandeln; es hat den Kläger abgewiesen und in die Prozeßkosten verurtheilt. Der jezige Kriegszustand zwischen den Dichtern u. dem Direktor des Gymnase dramatique hat die eigene Wirkung, daß mancher junge Dichter, welcher sonst, trotz seines Talents, sich nimmermehr zum Gymnase dramatique emporgeschwungen, und beständig für die kleinen Winkelbühnen der Vorstädte und umliegenden Dörfer hätte arbeiten müssen, jetzt plötzlich bekannt wird. Aber der Direktor mag sich wohl im Stillen sagen: es ist doch kein Scribe, kein Melesville!

### Musik.

Berlin. Am 8. Januar gab Hr. Franz Liszt im Saale der Singakademie sein erstes Konzert bei seiner zweiten Anwesenheit in Berlin. Der Saal war ganz gefüllt, der berühmte Virtuose wurde bei seinem Erscheinen mit Beifall begrüßt. Der „Gesellschafter“ läßt sich unter Andern über ihn verlauten: „Ueber die große Virtuosität des Künstlers haben wir uns früher schon anerkennend geäußert, auch damals schon angedeutet, was wir an ihm auszufehen finden, und müssen gestehen, daß dies neue Konzert uns in unserer alten Ansicht über den ideellen Werth des Liszt'schen Spiels wesentlich befestigte. Es ist betrübend, wenn ein Künstler, dem alle Mittel und die fertigste Ausbildung zu Gebote stehen, um, jede einseitige Richtung verächtlich, das reine Ideal der Kunst sich zum Zwecke zu machen, durch das Streben nach einer mißverstandenen Eigenthümlichkeit seine Subjektivität als Quell- und Höhepunkt seiner Kunst aufstellt, oder gar, der Mode hulbigend und dem Effekt, um die Gunst der Menge hohlet. Solch eine Einseitigkeit verzeihen wir kaum dem schaffenden Künstler, dem reproduzirenden müssen wir den größ-

ten Vorwurf daraus machen. Es ist Originalität, was Hr. Liszt uns bringt, aber eine Originalität, welche in der Feuerprobe der Wahrheit nicht bestehen kann; eine Eigenthümlichkeit, der man die Absicht anmerkt, und die so aus dem zauberhaften Aether genialen Schwunges herabfällt, verwechselt die Kunst mit dem Kunststück. Wir erkennen die hervorragende Virtuosität des Künstlers, aber wir bebauern die verfehlte Richtung dieser bestaunenswerthen Kräfte. Seine Behandlung des Instruments ist das wirklich Große an ihm, sie ist neu und kühn. Den strengen Ton des Piano's beugt er zur weichsten, mannigfaltigsten Modulation, wie er ihn zum mächtigsten, donnernden Schall zu erheben vermag: freilich ein Moment seiner Kunst, das durch den kraftvollen Ton seines Instruments vermittelt wird. Doch es ist nicht allein der Klang, der Liszt's Virtuosität bildet, es ist auch der Ausdruck des Gefühls, mit dem er seine Töne zu beseelen vermag. Er zeigt uns, daß er es versteht, seiner Kunst einen echten Gehalt zu geben, er zeigt es, um gleich darauf diesen edlen Eindruck zu verwischen, mit einer barocken Fertigkeit zu prunken, die doch selbst in dieser Vollendung stets nur ein weifenloser, mechanischer Effekt, und das Instrument mit jener rasenden Gewalt zu bearbeiten, welche allenfalls bei schwachen Gemüthern einen Taumel der Sinnlichkeit, nirgend aber einen edlen Eindruck bewirken kann, und allen seinen Leistungen den Stempel geistiger Monotonie aufdrückt. Dies ewige Jagen von Effekt zu Effekt, von Kontrast zu Kontrast ist eine Eigenthümlichkeit an Liszt, aber eine Eigenthümlichkeit, um die ihn wahrlich Niemand zu beneiden braucht, der nicht etwa selbst die Gunst über die Kunst stellt.“ Am Schlusse des Konzerts spielte Liszt mit Döhler zusammen das „Hexameron“, Variationen über Bellini's „Puritaner-Duett“ von Döhler, Thalberg, Chopin, Bizis, Herz und Czerny, und wurde von beiden Spielern mit der bewundernswerthesten Fertigkeit und Bravour ausgeführt. Hr. Döhler bewies, daß er auch in der Rapidität und meisterhaftesten Ueberwindung der glänzendsten Schwierigkeiten seinem Rival gewachsen sei. Leider geht daraus deutlicher, als wir es schon wußten, hervor, daß Hr. Liszt den über alles Maas hinaus gesteigerten Taumel des Enthusiasmus, wie er im vorigen Jahre in Berlin stattfand, gerade dem Verfehltesten seiner Richtung, dem Gewaltsamen seines Spiels am meisten verdankte.“ (So drückt sich der „Gesellschafter“ über Liszt aus).

Paris. In Paris erhebt sich die Einsicht, daß mit der überbotenen Virtuosität im Klavierspiel der guten Musik und dem Geschmack schwere Niederlagen beigebracht werden, um so rascher, als jene Virtuosität, dem Rausche der Selbstsucht entstammend, in dem ohnehin jetzt sehr geförderten Sinnesrausche den Mithelfer und Mitschuldigen findet. Die bessere Richtung wieder zu erzielen, haben in Paris die Herren Rosenhain und Cramer einen Kursus eröffnet, wo man nur gute Musik aller Schulen in gutem Vortrage hört, und man spricht schon von einer sehr günstigen Wirkung dieses Unternehmens.

### Mignon - Zeitung.

Paris. Zu Anfang des Winters haben die bureaux de charite der zwölf Arrondissements wieder einen Aufruf an die Wohlthätigkeit der Bewohner erlassen. Darin wird die Zahl der Hilfsbedürftigen, wenigstens derjenigen, welche als solche bei den Arrondissements eingeschrieben sind, und Unterstützung erhalten, statistisch angegeben und das unter denselben herrschende Elend geschildert. Von den Bällen und Lotterien, zu Gunsten der Armen, scheint man so ziemlich zurückgekommen zu sein, da in der Regel die Kosten einen bedeutenden Theil der Einnahme verschlingen, und somit den Armen nicht viel zu Gute kommt. Eugen Sue hat in einem Romane, den er im Feuilleton des Journal des Debats mittheilt, das grenzenlose Elend einer Pariser Familie in einem Dachstübchen mit grellen Farben geschildert, und wenn der Roman sonst keinen Nutzen hat, so hat doch wohl diese Schilderung manchen reichen Lesern einige Opfer mehr zu Gunsten der Nothleidenden entlockt, als sie sonst würden gebracht haben. Der Roman kann also die Stelle eines Balls oder einer Lotterie vertreten. Eugen Sue findet inniges Behagen an der Schilderung des Gräßlichen und Abscheulichen, und diese Bilder pflegen ihm sehr wohl zu gelingen.

**Etwas von Allem.** Der Verfasser der „Wiener Briefe“ in der „Allg. Zeitg.“ mit der Ueberschrift W. W. soll der bekannte, sich seit Kurzem in Wien aufhaltende Schriftsteller Franz Dingelstedt sein. Da

er einen derben Ausfall auf die Wiener Journalistik machte, so hat der Wiener Journalisten = Witz die Bedeutung von W. W. mit „Wiener = Wä h r u n g“ ausgelegt.

\*\* Briefe aus Klausenburg melden, daß der auch in Pesth rühmlich bekannte Maler Maraston aus Venedig, dort durch seine Kunst das höchste Aufsehen erregt, und besonders bei den höhern Ständen volle Beschäftigung findet.

\*\* Man schreibt aus Frankfurt: „Georg Herwegh war vor einigen Tagen hier, auf seiner unfreiwilligen Reise nach der Schweiz. Die Polizei gestattete ihm nur einen Aufenthalt von wenigen Stunden. Auch in Leipzig durfte er sich, höherem Befehle zufolge, nicht verweilen, und erlangte nur mit Mühe die Erlaubniß, sich eine Stunde dort auszurufen.“

\*\* Französische Blätter melden, daß eine Frau aus dem Dorfe Guire, in der Nähe von Lyon, welche vermuthlich gehört hatte, wie die indischen Frauen nach dem Tode ihrer Männer sich den Plagen dieses Lebens entziehen, gleichfalls eine Art Scheiterhaufen aus altem Gerümpel errichtete, denselben anzündete und dann tek hinaufflieg. Die Flamme hüllte sie bald ein, aber der Schmerz und der Instinkt der Selbsterhaltung trieben sie an, herabzuspringen, wo sie sich alsbald, um die Flammen auszulöschen, auf dem Boden herumwälzte, und so mit dem Schrecken und einigen freilich ziemlich schweren Brandwunden davon kam.

\*\* Man schreibt aus Wien: „Dem Freiherrn von Rothschild ist dieser Tage eine seltene Auszeichnung zu Theil geworden. Der Magistrat der Haupt = u. Residenzstadt Wien übersandte demselben das Diplon eines Ehrenbürgers, in Anbetracht seiner Verdienste um die Monarchie im Allgemeinen und Anerkennung seiner lobenswerthen Bestrebungen um das Gemeinwesen der Stadt insbesondere.“

\*\* Moosrosen, welche mit der größten Sorgfalt gepflanzt und gepflegt wurden, verloren in kurzer Zeit ihr Moos.“ So wird aus England berichtet. Das Echo du Monte Savant macht hierzu die Bemerkung, daß die Physiologen schon längst das Moos an der Rose für eine organische Entartung gehalten hätten, es frage sich nun, ob dasselbe Folge einer zu üppigen oder zu schwachen Nahrung sei? Die obige Beobachtung ist einer genauen Prüfung nicht unwerth.